

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 74.

Dienstag, 24. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Lörcher.

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mir — und scheinbar auch dir, Majan!“, antwortete der Dichter. „Die Entführung von Feliza galt wahrscheinlich dir, und man hat sich durch euren unvorhergesehenen Kostümwechsel geirrt. So ereilte Feliza das dir zuge dachte Geschehnis.“

„Aber warum mir? Ich habe mich noch nie eine Stunde in politische Dinge gemischt.“

Don Ramon lächelte. In seinen schönen Zügen lag Güte und Traurigkeit zugleich. „Es genügt, dich zu verdächtigen, da du kürzlich in Barcelona — dem Rebellenest! — gastiertest und nun zu mir nach Paris gekommen bist. Dein Gastspiel in Berlin inzwischen wird man als schlau angelegte Ablenkung deuten.“

Er hielt den Arm um sie gelegt, da sie, aufmerksam zuhörend, neben ihm stehen blieb. Sie sann mit gemindertem Blick. Wir werden ständig in seinem Hause umlauert sein, dachte sie, jeder, der aus- und eingeht, wird beobachtet werden. Wir werden keine Ausfahrt mehr harmlos-glücklich unternehmen können.

„Wir brennt hier der Boden unter den Füßen!“ murmelte sie, „bitte, laß uns wegeilen, Ramon.“

Von drinnen rief jetzt Feliza nach ihr: „Majan, wo bist du?“. Der Ruf kam Don Flaviano gelegen. Er erhob sich und ging diskret nach drinnen, um sich mit beiden Damen zu unterhalten. Er fühlte, Ramon und Majan mußten allein sein. „Sie sollen uns nie trennen“, schluchzte Majan, „denn was ist mein Leben ohne dich!“

Er wollte sie in die Arme ziehen, aber sie sank bereits ohnmächtig an ihm herab und zu Boden, seelisch bedrängt, körperlich geschwächt und überanstrengt.

„Ich werde immer bei dir bleiben, Majan!“, rief er ihr in das schwindende Bewußtsein nach, „wach auf, Liebling. Wir werden fortreisen, — in das Glück! Und du sollst gesunden, in Sicherheit, in Ruhe — unter deinen Palmen —!“

12. Kapitel.

Jeanne war am anderen Tage im Schlafzimmer von Feliza beschäftigt, die Kleidung und die Toiletten der Dame zu ordnen, als Don Ramon mit Majan erschien, um sich an diesem neutralen Orte von Luitgard zu verabschieden, da sie noch am gleichen Abend den Nachtschnellzug über Straßburg nach Baden-Baden benutzen wollte.

Don Ramon brachte eine neue wichtige Mitteilung: der Chauffeur Eugen Burger hatte ihn am Vormittage angerufen. Einer seiner beiden Brotgeber sei vorhin erschienen und habe ihm erklärt: er würde sich jetzt geschäftlich zur Ruhe setzen, da er pekuniär sein Schäfchen im Trocknen habe. Er beabsichtige jetzt, nach Spanien zu reisen, und wünsche, daß Eugen Burger in seinem Dienste bleibe, ihm läge an einem tüchtigen und zuverlässigen deutschen Chauffeur. Burger sei zur Vorsicht auf diesen Vorschlag eingegangen. Der Herr, er ließe sich jetzt Don Paco nennen — wünsche aber, noch heute vormittag aufzubrechen und im Auto nach Süden zu fahren, um zu den großen Nachtprozessionen in Sevilla rechtzeitig zu kommen. Ein guter Spanier sei immer zur Semana Santa in Sevilla anwesend!

Jeanne entfuhr ein leiser Aufschrei des Triumphes. Er hatte nebenan durch die offenstehende Tür alles gehört. Auch er durfte ja jetzt Dona Feliza heim begleiten, auch er würde binnen kurzem in Sevilla sein. Wenn er dann dieses Schurken habhaft werden konnte — um ihm — zum mindesten eine fürchterliche Tracht Prügel auszuhändigen.

Zum Glück trat im Nebenzimmer Don Flaviano ein und sein Kommen und die gegenseitige Begrüßung nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch, so daß niemand auf Jeanne leisen Freudenschrei hörte. — Der junge Offizier erfuhr in grenzenloser Spannung diese neue Nachricht. Er wurde besorgt: „Dona Feliza, auch Sie fahren jetzt nach Sevilla! Wird dieser Kumpan Ihnen am Ende wieder Gefahren bringen?“

Aber Feliza lächelte: „Um so besser, daß Luitgard bei mir ist, und in Sevilla werde ich hinter den eisernen Stäben meiner Fenster wohlgeborgen sein!“

„Ob man des Schurken hier nicht noch hätte habhaft werden können?“, fragte Don Flaviano. Aber der Dichter berichtete, daß der Chauffeur gesagt: binnen einer halben Stunde habe er Paris bereits verlassen. Es sei ihm überhaupt nur mit großer Mühe gelungen, am dritten Orte dieses Telefongespräch anzumelden.

Trotz der Eile besaß Don Ramon noch die Geistesgegenwart, dem Chauffeur die Adresse von Felizas Eltern anzugeben, die er im Gedächtnis hatte, da man am gestrigen Abend eine Grußkarte an Felizas Eltern gesandt, um sie zu beruhigen. Eugen Burger versprach, Nachricht an die befohlene Adresse in Sevilla zu geben, sowie es ihm dort möglich sei.

„Und wo ist der Komplize geblieben?“, fragte Don Flaviano. Don Ramon antwortete, nach ihm ebenfalls gefragt zu haben. Der Chauffeur aber habe den zweiten Herrn nicht gesehen. Er sei weder zurückgekommen, noch irgendwo von diesem glorreichen Don Paco erwähnt worden.

„Dann wird der andere noch hier in Paris geblieben sein, um seine Aufträge von hoher Stelle durchzuführen“, meinte Majan in grimmiger Stimmung.

Don Ramon streckte ihr seine Rechte entgegen: „Deswegen werden wir alle hier bald wegfliegen, meine Liebe! Feliza mit Luitgard. Du und ich —“

„Nur ich werde noch bleiben müssen!“, warf Don Flaviano ein. „Aber ich bin Optimist und hoffe, daß mein guter Stern mich bald zur Rehabilitierung ebenfalls wieder nach Spanien führen wird.“

Luitgard telegraphierte noch vor der Premiere an Hansfried unter der Adresse seines Freundes, des Alibärte, daß man Feliza glücklich in Paris wiedergefunden habe, um Hansfrieds nun unnütz gewordene Fahrt in das Vogesen-Sanatorium zu verhüten.

Hansfried war deswegen ebenfalls am anderen Tage nach Baden-Baden weitergereist und traf mit Luitgard zusammen, da sie ihm in einem zweiten Telegramm einen Treffpunkt angegeben.

Er erwartete sie bereits droben am Hügel der Stourdza-Kapelle, und sah sie mit ihrem frischen, energischen Schritte, der trotzdem nicht der Grazie entbehrte, den Weg heraufkommen. — Es gab eine

Unmenge zu erzählen! Luitgard berichtete Einzelheiten vom Schicksal Felizas und der Weiterentwicklung der Affäre, die wohl durch die aufgefundenene Spur der beiden Schurken verständlicher wurde, doch immerhin noch voller Geheimnisse und angstvoller Unsicherheiten war.

Aber seine Mitfreude über die Wiederauffindung von Feliza und über die Rückkehr von Luitgard wurde schnell beeinträchtigt, als Luitgard von ihrer in den nächsten Tagen bevorstehenden Reise nach dem Süden zur Begleitung von Feliza erzählte. — Ihre in Paris angefertigten Skizzen und Arbeiten waren an den Verlag abgegangen und der telephonisch erbetene Urlaub um Antritt vor der Karwoche wurde ihr soeben bewilligt.

Er blieb unwillkürlich überrascht stehen und hob den Kopf. „O, so bald schon wieder!“, sagte er nar.

Luitgard bezog es auf Feliza, die ihm nun wieder räumlich so weit entrückt wurde.

„Ich muß dir offen sagen, Hansfried, ich bin recht froh, wenn Feliza nach Spanien zurückkehrt. Sie gehört dorthin, wenn auch nicht mehr hinter die vergitterten Fenster des Hauses, hinter denen ihre Kolleginnen sich noch glücklich fühlen. Aber sie ist vom Scheitel bis zur Sohle Spanierin und wird es bis zum letzten Atemzug bleiben.“

„Das mag stimmen“, gab er lakonisch zurück. Da wurde Luitgard ruhiger. „Ich gewann in Paris den Eindruck, daß Don Flaviano sich in zunehmendem Maße für Feliza interessiert. Vielleicht drängte ihn seine Rolle als ihr Beschützer, als ihr Begleiter dazu, sich etwas intensiver mit ihr und ihrer ganzen Persönlichkeit zu beschäftigen und ihm die Augen darüber zu öffnen, was für eine reizende Frau sie ist. Die ja viel besser zu einem etwas moderner denkenden Spanier paßt als z. B. zu —“

„Besser als zu wem?“, fragte Hansfried jetzt, „was willst du sagen?“

Luitgard wurde rot, denn sie hatte sich etwas vergaloppiert. „Nun, Feliza fand doch damals gleich so großen Gefallen an dir, in Sevilla, und hat dich nicht vergessen. Ich weiß nicht, wie weit ihr Beiden euch jetzt beim Wiedersehen auf dem Ballabend im Kurhause gefallen habt!“

„Zu einem weiteren Kennenlernen blieb ja gar keine Zeit. Ich habe auf dem Ballabend mit ihr keine zehn Worte gewechselt.“

„Und dein intensives Interesse, sie zu suchen?“

„Geschah aus menschlichem Mitleid — und, um deine Netze, weil es deine Freundin, eigentlich dein Schützling war.“

Luitgard sah ihm jetzt ins Gesicht. Er lächelte ein wenig spöttisch meinte sie.

„Nun also — für Don Flaviano paßt sie besser — als für wen?“

„Als für dich, Hansfried“, meinte Luitgard jetzt, „wo ich jetzt wieder nach Spanien reise, will ich es dir noch ehrlich sagen.“

Er wandte sich zum langsamen Weitergehen, weil er ihrem Blick gern ausweichen wollte: „Ich habe keinen Moment ein tieferes Interesse für diese junge Spanierin befaßt, Luitgard! Ich habe mich überhaupt bis jetzt noch für keine andere junge Dame interessiert — als für dich, und mein Interesse für dich ist unverändert so stark, daß ich auch jetzt noch keiner anderen gäbe.“

Jetzt blieb er wieder stehen, da ihr ein Laut entfuhr, den er nicht zu deuten vermochte.

„Ich freue mich darüber! O, Hansfried, warum hast du mir das nicht schon vorher gesagt?“

Er ergriff ihre Hand und sagte schlicht: „Luitgard, weil ich ein stollenloser Freier wäre! Ein Freier, der keine Position, nicht einmal Aussichten hinter sich hat, wirkt heutzutage lächerlich.“

„Das wird doch nur ein Interregnum für dich sein.“

Er aber wies jetzt ihren versöhnenden Einwand ab und zog zwei Briefe mit geschäftlichem Ausdruck aus

seiner Brieftasche: „Weiß der Himmel, wann ich je wieder ein Arbeitsfeld kriege. Sieh hier! Bei zwei großen Firmen könnte ich sofort eintreten, wenn ich mich bekanntlich verpflichte, — wenigstens die ersten fünf Jahre unverheiratet zu bleiben.“

„Aber was geht es die betreffenden Firmen an, ob du verheiratet bist oder dich verheiraten willst? Entschieden nicht deine Zeugnisse, deine Tüchtigkeit?“

„Jetzt nicht mehr. Seitdem unsere Scholle zu eng ist, seitdem wir uns gegenseitig das Brot aus der Hand reißen, seitdem diese Inflation der akademischen Berufe ist, und die Konkurrenz, daß die Brotgeber eine über große Auswahl haben, wird der Junggeselle, der Unverheiratete, unter allen Umständen bevorzugt. Ihm kann man skrupellos leichter kündigen als einem Familienvater. Ihm braucht man kein auskömmliches Gehalt zu geben, keine Kinderzulagen usw.“

Luitgard fand noch immer nicht die Worte, die ihr passend schienen. Er schlug leicht mit der Rechten auf die weißen Briefbogen: „Schau, im Kriege hat Deutschland drei Millionen Männer verloren. Nach einem klaren Rechenexempel müssen Hunderttausende von deutschen Mädchen unverheiratet bleiben, mögen sie noch so tüchtig, so gesund, so liebenswürdig sein. Wenn ein junger Mann mit guten Examinas und jahrelanger Praxis nun heiraten will, — ein deutsches Mädchen, — dann wird es ihm einfach auf diese Weise unmöglich gemacht! So wie mir ergeht es Dutzenden, Hunderten, Tausenden von jungen Ingenieuren und Männern in anderen Berufen in Deutschland.“

„Und du willst den Kontrakt nicht unterschreiben, um eine Position zu bekommen, Hansfried?“

„Niemals. Erstens nicht aus kollegialem Gefühl, um nicht andern Kollegen den Weg noch mehr zu erschweren, denn wir müssen derartige Ansinnen in Kontrakten einfach ablehnen — zweitens, weil ich eben jetzt heiraten möchte!“

„Du möchtest heiraten?“, fragte sie jetzt mit ein klein wenig Weiberlist zurück.

„Ja, Luitgard. Ich möchte dich heiraten —!“

Es gab eine kleine Pause, die süß und zugleich be-
nommen war.

„Warum sagst du mir das erst heute?“

Er sah auf sie herab. „Eigentlich hätte ich es auch heute noch nicht sagen dürfen. Denn, leider bin ich heute noch keinen Schritt weiter als vor Wochen.“

„Traust du mir so wenig Geduld zu, auf dich warten zu können?“

„O, du brauchst das nicht. Du brauchst weder mich — noch einen andern. Du hast deinen Beruf und deine vollkommene Selbstständigkeit —“

(Fortsetzung folgt.)

Von der Sprache und vom Schreiben.

Von Richard v. Schanal.

Was die Menschen Sprache nennen, ist ein kleingemintes, gangbares und abgenütztes Verkehrsmittel. Erst der Sprachschöpfer gibt ihr den Eigenwert der allgem. meinen Unbrauchbarkeit.

*

Sprache spricht man nur zu dem, der ihr antworten kann.

*

Sprachgefühl ist eine Gabe, die viel seltener vorkommt als Gehör.

*

Gut schreiben heißt nicht so sehr einfach wie vielmehr so schreiben, daß auch das Schwierige sich überbliden lasse, also klar werde. Freilich nur dem, der sich ihm gewachsen zeigt. Denn nicht alles ist für alle.

*

Nur wer Gewissensbisse über einen Ausdruck empfindet, darf sich einen Schriftsteller nennen.

*

Daß so viele Bücher geschrieben werden, erklärt sich aus dem allgemeinen Mangel an Sprachgefühl: Schriftsteller und Leser haben einander nichts vorzuwerfen.

Das Recht auf den Namen.

Von Leonhard Adelt-München.

Der Urteilspruch des Münchener Gerichts gegen den Dichter Ernst Pensoldt ist von symptomatischer Bedeutung: er reißt erneut die anscheinend unüberbrückbare Kluft auf, die zwischen der Aufgabe des Künstlers und der bürgerlichen Ordnung klafft, wobei sich die Justiz bei aller platonischen Hochachtung vor dem künstlerischen Schaffensprozeß in der Praxis der Rechtsprechung vorbehalten auf Seite der bürgerlichen Ordnung stellt.

Juristisch handelt es sich darum, daß der frühere Studentat Professor Lorenz Voch in Erlangen sich beleidigt fühlt, weil Pensoldt zwei Hauptgestalten seiner Novelle „Etienne und Luise“ den Namen Voch gegeben hat. Der Konrad Voch der Novelle ist Turnlehrer und hat eine Tochter namens Luise — Professor Lorenz Voch war der Turnlehrer des Gymnasiums Pensoldt, und eine seiner Töchter heißt Luise. Damit endet aber auch schon die Übereinstimmung, denn während Professor Voch mit 51 Jahren freiwillig ins Feld gerückt ist und schwerverwundet wurde, ist der Turnlehrer Voch der Novelle ein Heimkrieger, der seinen Schützengraben zu Haus im Garten aufwirft und dessen Tochter einen flüchtigen Kriegsgefangenen in ihrer Kammer versteckt. Aber eben diese völlige Verschiedenheit von den Wirklichkeiten der Familie Voch ist es, was den alten Professor beleidigt und mit einem geradezu fanatischen Haß gegen seinen ehemaligen Schüler erfüllt. Denn nicht nur er selbst, sondern auch der Klatzsch der Kleinstadt bezieht die dichterische Erfindung auf ihn und seine Tochter zurück, derart, daß das bedauernswürdige Mädchen, das zurzeit der erdichteten Begebenheiten noch ein Kind war, von naiven Leuten auf offener Straße als Franzosenneke angepöbelt wurde.

Man muß sich in den seelischen und gesellschaftlichen Zustand einer kleinen Universitätsstadt versetzen, um die Empörung der Familie Voch über die ihr angetane Unbill zu begreifen. Aber es geht nicht an, den Dichter für die Dummheit eines Publikums verantwortlich zu machen, das zwischen Wirklichkeit und Dichtung keinen Unterschied weiß. Juristisch kann die Frage nur dahin lauten, ob Pensoldt mit dem Turnlehrer Konrad Voch seiner Novelle den Professor Lorenz Voch in Erlangen gemeint hat und ob er diesen durch seine Schilderung beleidigen wollte. Sogar die Staatsanwaltschaft hat ausdrücklich anerkannt, daß die Vorwürfe des Nebenklägers und seines Anwaltes, die von „Gewinnhucht“, „Pamphlet“, „schweinisch“, „Literat“ sprechen, teils am Platze sind und daß die Novelle eine Dichtung von Rang ist. Pensoldt selbst versichert, daß er sich eines ehemaligen Turnlehrers garricht mehr erinnert und von der Existenz einer Tochter Luise überhaupt nichts gewußt hat — wer mit dem Wesen des künstlerischen Schaffens vertraut ist, der wird indes keinen Zweifel haben, daß der Dichter bei der Wahl des Namens Voch aus vielleicht unbewusster Erinnerung geschöpft hat und daß die Figur des Erlanger Lehrers den Ausgangspunkt für die Novellengestalt bildet; er weiß aber auch, daß die dichterische Phantasie nach eigenen inneren Gesetzen und unabhängig von den lebenden Modellen arbeitet, an die sie sich zunächst anlehnt.

Menschliche Neugierde stellt immer wieder die Frage nach dem lebenden Modell, darin hat sich von Aristophanes bis auf „Buddenbrooks“ und die „Pioniere von Ingolstadt“ nichts geändert. Auch die Literaturgeschichte hat vielfach Anlaß, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, wenn auch aus ganz andern Gründen und zu andern Zwecken. Alle sechs Sachverständigen im Prozeß Pensoldt, auch die beiden vom Nebenkläger Voch geladenen, die gleich ihm dem Lehrerberuf angehören, haben nun übereinstimmend ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Personen der Novelle weder nach Mitglieberten der Erlanger Familie Voch gezeichnet noch an sich lächerlich sind. Das Gericht selbst betont in der Urteilsbegründung, daß Pensoldt eine beleidigende Absicht fern gelegen hat. Trotzdem kam es zur Verurteilung, weil Herr Voch in Erlangen sich subjektiv beleidigt fühlt.

Die Verurteilung erfolgte nicht, weil auf dem Wege über eine Bundesbrüderschaft Regierung und Generalsstaatsanwalt bemüht worden sind, auch nicht, weil ein Freispruch wie eine Bestätigung des Klatzsches wirken könnte, sondern weil die Namensgleichheit dazu angetan war, die Familie Voch zu schädigen. Zugabe, es war unvorsichtig von dem jungen Dichter, den Namen Voch zu wählen, aber da ihm jede beleidigende Absicht dabei fehlte, so hätte das Gericht auf Freispruch oder auf eine ganz geringe Strafe rein formellen Charakters erkennen sollen. Das Urteil lautet jedoch auf 1400 Mark Geldstrafe und Tragung sämtlicher Gerichtskosten, wobei zu bedenken ist, daß Pensoldt schon durch die

Beschlagnahme des Buches und die früheren Prozesse sehr stark belastet ist.

Es bleibt zu hoffen, daß die Berufungsinstanz das harte Urteil gegen einen Dichter beseitigt, der sich seither auch auf der Bühne mit der „Portugalesischen Schlacht“ und der Dramatisierung seiner Unglücksnovelle als künstlerisch wertvoll erwiesen hat. Das Recht auf den Namen darf unmöglich so verstanden werden, daß es jedermann gestattet, sich durch die Namensgleichheit mit einer dichterischen Phantasiegestalt beleidigt zu fühlen.

Das Kreuzworträtsel.

Eine Reisselstizze von Maria Stora.

Ich hatte mich eines Sitzes am Fenster bemächtigt, als ein Ehepaar aus wohlgenährten Kreisen zu mir einstieg. Die junge Frau sorglos und reizend, der Gatte mit dem Ausdruck unendlicher Geduld, Nachsicht und jenes fremdlichen Wohlwollens, das Ehemänner im Laufe einer glücklichen Ehe gewinnen.

Kaum hatte die schöne Brünnette ihren kostbaren Pelz ausgezogen, als sie ihn wieder anzuziehen strebte. „Was willst du denn?“ fragte gütig der Gatte.

„Ich möchte schon in den Speisewagen.“

„Aber, liebes Kind, wir sind ja noch in Prag und haben doch erst gegessen.“

Das hatte sie vergessen.

„Also werd ich das Kreuzworträtsel auflösen —“ „In das!“ nickte er erfreut.

Sie entwirrte eine Zeitung, breitete sie über den Schoß, bewaffnete sich mit einem Bleistift, den der Gatte sich und vertiefte sich in die schachbrettartigen Gebilde des Rätsels. Die braunen Locken fielen über ihre Stirn. Der Gatte rühte sich behaglich zum Schlafen zurecht. Sie nickte ihm freundlich zustimmend zu. Doch bald wachte sie ihn.

„Ich bitte dich, weicht du keinen Schreibstoff?“

„O ja — Tinte!“

„Aha! Tinte! Sehr gut!“ Sie notierte eifrig. Der Zug fuhr aus der Halle.

Jetzt verhielt sie in Nachsinnen. Wir durchflogen Stationen. In Köln rief sie ihren Mann mit einer wichtigen Frage wach.

„Du — wie schreibt man Ceylon?“

„Ceylon?“ fragte er schlafträumelnd. „C-e-y-l-o-n“ buchstabierte er langsam.

„Sehr gut — ausgezeichnet! Danke!“, freute sie sich. Nun hatte sie beinahe etwas gelernt und zog energische Striche mit dem Bleistift über die Zeitung.

Wir waren in Pardubitz. Sie hob das summende Haupt dem schlummernden Gefährten zu. „Eine Gewichtsart?“ schmeichelte sie fragend und tupfte ihm leicht auf die Schulter.

Er sagte wie ein Nachtwandler: „Gramm — Pot — Unze —“

„Vorzüglich!“ rührte sie und vertiefte sich wieder in ihr anstrengendes Gräbeln.

In Hohenstadt zwifte sie den laust Schnarchenden in die irdische Welt zurück. „Ein deutscher Geschichtsforscher?“ bat sie mit hinreichender Zärtlichkeit. Doch der Gatte schwieg.

„Romänen“, mischte ich mich ein, um das Rätsel zu beenden.

„Rein!“ dankte sie mit lieblichem Nicken. „Er muß mit A anfangen“ — Er muß — da haß ich nichts.

„Ranke!“ jubelte ich.

„Ach ja — das stimmt.“ Wir reuteten uns beide.

Ohnäh war erreicht, aber noch nicht das Ende der Kreuzschlange. Die Rätseldeuterin wedte tatkraftiger den Gefährten. Seine Hilfe war ihr doch vertrauter als die meine. Er fuhr aus dem Schlaf empor, wie Lenore ins Morgenrot.

„Du“, flüsterte sie, „kannst du mir nicht sagen, ob man eine männliche Ente einen Entlein nennen kann?“

„Rein —“ lachte er. „Das ist ein Entenich.“

„Schade“, schmollte sie. „Es würde mir so gut passen!“

Aber der Entenich ließ sich nicht wandeln wie ein Zeitwort. Er hatte Festigkeit. Das verdross die junge Frau sehr.

„Jetzt brauch' ich noch etwas!“ zürnte sie und bückte sich auf die Zeitung.

„Was denn?“ fragte im Halsbischlummer der Vielgeprüfte — ich begriff denn tiefen Doppelsinn dieses Wortes — und gewohnheitsmäßig fragte er: „Was denn? Ein Kleid? Einen Pelz? Einen Hut?“ Schlaftrunken griff er nach seiner Börse. Aber die Holde dachte zufällig weder an das eine, noch an das andere.

„Eine Gedichtsform mit drei Buchstaben!“ — rief sie wie etwas Selbstverständliches. Er schwieg. Gedichte konnten ihm gestohlen werden.

„Ode!“ warf ich lebhaft ein.

„Ja, — das stimmt!“ nickte sie herablassend. Gott sei Dank!

Sie triffelte wieder. Wir drohten in Prerau ein. Da erhob sie den Blick: „Morgen werde ich das Kreuzworträtsel zu Ende auflösen.“ Sie sagte „ich“ und faltete das Blatt zusammen.

„Jetzt ist's ich auf Ihre Zeitung —“ lächelte sie mit schelmisch zu. Das hatte ich vorausgesehen. Man kauft Zeitungen auf Bahnhöfen nur für Mitreisende. Ich schob ihr die „Wiener Bilder“ entgegen. Das Erste, was sie in ihnen suchte, war ein Kreuzworträtsel.

Der Einbruch.

Von Maria Jbele.

Karl trug eine Charlesthose und Bisi die großgewürfelte Breches. Wortlos saßen die beiden an einem der kleinen marmornen Kaffeetische, schlürften an dem zerkauten Strohhalm von der fast geleerten Limonade und rauchten dazwischen Zigaretten.

Ein junges Ding mit Etonlopf knallte mit Bliden zu ihnen herüber und lächelte, daß der rotgeschminkte Mund einer Höhle gleich.

Die zwei kimmerten sich nicht im geringsten um die Kleine; sie hatten andere Gedanken. Ihre ganze Aufmerksamkeit gehörte dem Eckhaus vorn mit der nackten Fassade, gehörte der Wohnung dort im ersten Stock, wo soviel zu holen war, daß man mindestens ein Jahr nichts mehr zu arbeiten brauchte.

Bisi war genau unterrichtet. Er hatte nicht umsonst eine halbe Nacht auf der Bank in der nahen Anlage Worte und Zärtlichkeiten gewechselt mit Anna, dem Mädchen der Frau Preuß. Wirklich, es war unglaublich, wie offen das Mädel alles erzählte! Wichtig prahlend sprach sie von dem Schmutz ihrer Frau, von den Brillantarmbändern und von einer Uhr, die wie bestickt aussähe vor lauter glitzernden Steinen und Steinchen. Bisi wußte Bescheid als hätte er die Schmuckstücke selbst auf ihren Platz gelegt.

Plötzlich rühte Karl mit dem Stuhl und blinzelte, ohne den Kopf zu bewegen. Als Bisi dem Blick folgte, sah er Frau Preuß aus dem Hause treten, in Begleitung des Mädchens. Annas weiße Schürze blendete förmlich durch ihre Helle.

Ohne eine Silbe zu sprechen, in stummer Vereinbarung erhoben sich Bisi und Karl, zählten im Stehen und gingen.

Draußen, ganz unauffällig, trennten sie sich. Im Schlenkerschritt folgte Karl dem Freund auf der anderen Seite der Straße.

Bisi war bald im Hause verschwunden. Karl stellte sich davor als Wache auf; man konnte nicht wissen: Am Ende hatten die Weiber etwas vergessen, kamen noch einmal zurück ...

Eilig nahm Bisi die Treppe, kein Mensch begegnete ihm. Er legte das Ohr an die Wohnungstür: Nichts rührte sich, totenstill war alles. Wie famos das klappte! Er hätte pfeifen mögen vor Freude.

Voll Eifer legte er den Dietrich an. Als er aber die Tür ein klein wenig offen hatte, hörte er plötzlich Lachen, fröhliches Lachen die laute, angeregte Unterhaltung zwischen einem Herrn und einer Dame.

Tödlich erschrocken zog er die Türe wieder ins Schloß und schlachtete. Er war froh, als er in einer versteckt gelegenen Bar untertauchen konnte.

Erhöbst ließ er sich dort in einem Korbsstuhl nieder — und wieder waren sie da, die beiden Stimmen ...

Plötzlich verstummten sie. Der Lautsprecher verkündete die neue Nummer, die Wettervorhersage ...

Der Polizeipräsident als Frauenkenner.

Über die glückliche Ehe wird, ähnlich wie über das Heusieber, von Berufenen und Unberufenen so viel geredet und geschrieben, daß man sie getrost als noch nicht erforscht ansehen darf.

Es gibt ja auch wohl wenig mehr Rätsel, als im ewig schwingenden Kreis der Ehe.

Ich kenne ein seit acht Jahren verheiratetes Paar, das man getrost als durchaus glücklich ansehen darf. Dennoch kommt es manchmal vor, daß er, schneller, als sonst, seinen Hut aufsetzt und das Haus mit der furchtbaren Drohung verläßt, nicht wieder zu kommen.

Sie aber weiß, daß er in spätestens zwei Stunden telephoniert und sich freundlich nach ihrem Befinden erkundigt. Und wenn sie einmal mit großer tragischer Geste aus dem Hause rauscht, wobei sie meistens die Bemerkung fallen läßt, dieses Leben keine Minute länger mehr ertragen zu können, eilt er selbstverständlich, — das tun alle Männer, — ihr nach. Er wundert sich dann sehr, wenn er sie in irgend einem Laden an der nächsten Ecke einholt, wo sie sich ein Paar Seidenstrümpfe oder ein Bündel Weichen kauft.

Wer will sich in solchen Dingen auskennen!

All die Professorenen, die über diese letzten Geheimnisse bide Bücher schreiben, haben sicher das geringste Talent zu einer glücklichen Ehe. Die meisten sind langweilig, wie ein verregneter Sonntag, und ein bekannter Arzt, der ein Aussehen erregendes

Buch über die vollkommene Ehe geschrieben hat, ist mit einer Frau verheiratet, die ebenso beschränkt, wie gewöhnlich ist.

Wer will sich in solchen Dingen auskennen!

Da kommt jetzt der Polizeipräsident Cyril Clancy von Liverpool und gibt in 10 Geboten die Anleitung zu einer glücklichen Ehe. Seine Lehren gelten keineswegs für die Schulpiente, sondern für die Frauen!

Wir können uns in Deutschland schwerlich vorstellen, daß etwa die Polizeipräsidenten von München, Dresden, Leipzig, Hannover oder Köln, — (Liverpool hat 800000 Einwohner) — sich mit einem Wegweiser zum Glück an die Öffentlichkeit wenden. Verordnungen über Versammlungen unter freiem Himmel, Alkoholverbot während der Wahlunterhaltungen, neue Verkehrsregeln für Kraftfahrer, oder über das Mitbringen von Hund in Kaufhäuser.

Aber Verkehrsregeln über den Weg zum Glück, — das blieb Old merry England vorbehalten.

Der „Police Court Commissioner of Liverpool“ befreit also:

1. Wenn Du ihn heiratest, — liebe ihn.
2. Nachdem Du ihn geheiratet hast, — studiere ihn.
3. Wenn er verischwiegen ist, — traue ihm.
4. Wenn er traurig ist, — heitere ihn auf.
5. Wenn er gerne redet, — höre ihm zu.
6. Wenn er eifersüchtig ist, — heile ihn.
7. Wenn er nicht gerne ausgeht, — schmeichle ihm.
8. Wenn er gerne ausgeht, — begleite ihn.
9. Wenn er einen Kuß will, — gib ihm zwei und mehr.
10. Laß ihn stets merken, daß Du ihn verziehst, laße ihn aber niemals merken, daß Du ihm irgendwie überlegen bist.

Der Herr Polizeipräsident versichert, daß eine Frau durch die strenge Befolgung seiner Ratschläge den Weg zum Glück finden wird.

Der Ordnung halber sei noch erwähnt, daß Mister Cyril Clancy Junggeheile ist.

Was alles erklärt.

M. K.

Die Freunde.

Antike Auelbode von Walter v. Nummel.

Dionys, der bekannte Tyrann von Syrakus, sandte seinem ältesten Sohne, der ihm väterlich in der Herrschaft folgen sollte, Nachricht, er möge in einer wichtigen Angelegenheit zu ihm kommen. Der Sohn antwortete dem Vater, heute sei es ihm nicht möglich, da er sechs seiner besten Freunde zu einem Gastmahl geladen habe, am nächsten Morgen aber werde er sich bestimmt einstellen.

Als er zu der von ihm angegebenen Stunde am folgenden Tag sich bei ihm melden ließ, empfing ihn der Vater etwas kühl und mit einem spöttischen Nicken. „Du sehest deinem Vater, den besten und treuesten Freund, den dir das Leben gab, gegen ein halbes Duzend viel schlechterer zurück!“

„Daß Ihr immer mein allerbestester Freund wart und bleiben werdet“, erwiderte der Sohn, „dessen bin ich mir ganz bewußt. Ihr sollt mir aber darum nicht meine anderen Freunde, die ich mir selbst unter vielen Menschen nach reiflicher Prüfung ausgesucht, schmäheln.“

„Ich ichmähle nie nicht, deine Freunde, ich bezweifle, wie ich sie kenne, nur ihre Zuverlässigkeit. Gestatte, daß ich sie zur Probe und zum Exempel einmal gründlich prüfe.“

„Wie wollt Ihr das machen?“

„Das sei meine Sorge und vorläufig mein Geheimnis. Bis zum Abend kann ich dir schon sagen, ob sie die Prüfung bestanden haben.“

Dionys, der Vater, sandte hierauf sofort im Namen und Auftrag seines Sohnes Geheimboten an die sechs Freunde. Er, der Sohn, habe eben in einer Aufwallung raschen Zornes seinen Vater erschlagen. Niemand wisse noch um diese Tat, die er vorläufig allerseits ängstlich verheimliche. Er bitte nun sie, seine lieben Freunde, eiligst zu ihm zu kommen. Er müsse sich unbedingt mit ihnen besprechen, wie die erste Wut des Volkes besänftigt werden, wie er trotz der verübten Gewalttat auf den Thron von Syrakus steigen könne.

Noch am Morgen belamen alle sechs Freunde diese Botschaft in die Hand. Als es Abend, als es Nacht wurde, war noch keiner von ihnen allen zu Dionys, dem Sohne gekommen. Nur der Vater trat bei ihm ein und erzählte ihm nun, was geschehen. „Dieses halbe Duzend kannst du getrost aus deinen Listen streichen und wenn du deine Verzeichnisse durchgehst, noch viele andere dazu. Denn wirkliche Freunde in wirklicher Not sind seltene Gnadengeschenke der Götter. Du brauchst keine großen Wachs-tafeln, ihre Namen zu vermerken!“